

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N. 52.

Fünfter Jahrgang.

28. Dezember 1861.

### Gute Stunde.

Ja, es kommen wenig Stunden,  
Die man gute Stunden heißt;  
Eine hat mich heut' gefunden,  
Und gelobt im tiefsten Geiſt.

Wie ein ewig fester Bogen  
Land und Meer zusammenhält,  
Hat sie ruhig mich umzogen,  
Eine eigne, sichere Welt.

Hat mir nicht die kleinſte Weile  
Mit der Frage bang gemacht,  
Ob ich zu der Menſchen Heile  
Auch nur eine That vollbracht.

Dem ſie weiß, daß unſern Saaten  
Selten unſre Saat entſprießt,  
Daß der Strom der Menſchenthaten  
Zwiſchen Gut und Böſe fließt.

Und was Uebles ſie geſehen,  
Rechnet ihre Huld nicht an,  
Was an Gutem ungeſehen,  
Hat ſie ſelbſt hinzugethan.

Ferne liegt, was mich gebunden  
Zwiſchen Furcht und Hoffen warf,  
Dank dem Geiſte guter Stunden,  
Welcher keines Glück's bedarf.

Fülle iſt es ſeines Webens,  
Der ſo hoch die Seele fñhrt,  
Daß ſie nicht die Angst des Lebens,  
Noch des Todes Furcht berñhrt.

Alle Zweifel ſind gefallen,  
Sicher ſteht die Ewigkeit,  
Und hinein in ihre Hallen  
Reicht der Wipfel dieſer Zeit.

J. G. Fischer.

### Weibliche Aufopferung.

Bei der Thronbeſteigung des jüngſt verſtorbenen ruſſiſchen Kaiſers Nikolaus, am 26. Dezember 1825, fand bekanntlich in St. Petersburg ein entſetzliches Blutbad Statt, weil ſich verſchiedene Männer vom höchſten Range, die mit einem

nicht geringen Theile der Armee verſchworen waren, jener Thronbeſteigung mit dem Säbel in der Hand widerſetzten. Nikolaus ſiegte ſchließlich, und die Folge dieſes Sieges war die Verbannung ſämmtlicher am Leben gebliebenen Verſchworenen nach den Bergwerken Sibiriens. Unter dieſen „auf Lebenszeit Verurtheilten“ befanden ſich Fürſten, Grafen, Generale und ſonſtige hochgeborene Herren, denn man nahm auf Rang, Geburt, Stand und Verwandtschaft lediglich keine Rückſicht, ſondern der ſiegreiche Czar wollte alle ſeine Feinde mit Einem Male unſchädlich machen. Der Transport nach Sibirien geſchah auf Schlitten, da man ſich mitten im Winter befand, aber doch brauchte man dreißig Tage, weil die Entfernung zwiſchen St. Petersburg und Nerſchinsk, in welcher Stadt bekanntlich die Verurtheilten nach ihren verſchiedenen Straforten vertheilt werden, nicht weniger als 7029 Werſt (7 Werſt geben eine deutſche Meile) beträgt. Von Nerſchinsk an, bis in die Bleigruben zählt man noch 279 Werſt, und gerade dahin, alſo in's gräßlichſte und todbringendſte Exil wurden die Fürſten und Grafen (ihrer im Ganzen 52) geſandt. Während nun dieß geſchah, ſupplizierte die Gattin des Vornehmſten der Verbannten, die Fürſtin Trubezkoi, eine junge, wegen ihrer Schönheit und Anmuth vielfach beneidete Dame, beim Kaiſer — nicht etwa um Begnadigung ihres Gemals, ſondern einzig und allein um die Gnade, ihrem Manne in die Verbannung folgen zu dürfen, denn das Weib ſei dazu geſchaffen, Leid und Freud mit dem Gatten zu theilen. Lange Zeit verweigerte man ihr die Erlaubniß, und als man ſie endlich gab, geſchah dieß nur unter der Bedingung, daß ſie auf das Recht, in ihre Heimat zurückzukehren, für immer und ewig verzichtete. Doch dieß kümmerte die Fürſtin nicht; ja ſie wäre noch viel härtere Bedingungen eingegangen! Sogleich nach erhaltener Erlaubniß brach ſie auf. Nur wenige Diener geleiteten ſie, und die ganze Reiſe mußte, da es noch immer ſtrenger Winter war, und kein anderes Fuhrwerk anwendbar war, im offenen Schlitten und unter den größten Entbehrungen zurückgelegt werden. Man bedenke, es war eine Entfernung von mehr als 1000 deutſchen Meilen, und auf dem größten Theile des Weges gab es keine oder nur ganz elende Nachſtationen; dagegen aber wurden die Reiſenden oft von ganzen Heerden von hungrigen Wölfen verfolgt, welche nur darauf lauerten, daß die Roſſe vor Ermüdung endlich ſallen müßten, und noch gefährlicher waren die ſurchtbaren

Schneefürne, die ihnen nicht selten mit ewiger Vernichtung drohten. Doch endlich hatten sie die letzte Station zurückgelegt, und zum Tode erschöpft kam die Fürstin bei den Bleibergwerken an. Trotzdem aber ließ sie sich sogleich zum ersten Beamten der Strafkolonie führen und verlangte, daß man ihr gestatte, den Gatten jeden Tag auf ein Paar Stunden zu sehen. So hatte sie nämlich die von Kaiser Nikolaus ertheilte Erlaubniß verstanden, allein sie sollte nun erfahren, daß sie sich bitterlich getäuscht habe, denn man gestattete ihr zwar zu bleiben, aber nur unter der Bedingung, daß sie sich der in den Bleibergwerken herrschenden Kerkerdisziplin vollständig wie eine Gefangene unterwerfe. Auch dieser gräßlichen Bedingung unterwarf sie sich, und nun erst als sie „eingekleidet“ war, d. h. als man ihr die Haare abgeschritten, die Sträflingsjacke angezogen und eine Nummer gegeben hatte (denn ein zu den Bergwerken Verurtheilter führt keinen Namen mehr, sondern bekommt eine Nummer, bei der man ihn ruft), nun erst ließ sie der Beamte zu ihrem Gatten (d. h. zu Numero „So und So viel“), welchen sie mit Ketten besaß an der Arbeit traf, führen! Ein „solches“ Wiedersehen zu beschreiben, geht über unsere Kräfte; daher eilen wir mit Stillschweigen darüber hinweg, und bemerken nur, daß die Fürstin von da an wie eine Sträflingin gehalten wurde und mit den andern weiblichen Gefangenen die Kost zu theilen hatte. Auch durfte sie ihren Gatten nie Werktags, wohl aber Sonntags und dann außerhalb den Minen sehen und sprechen. So ging es volle achtzehn Monate fort, ganz gleichmäßig ohne Unterbrechung: doch wurde ihr in dieser Zeit ein großer Trost, denn noch zwei andere Damen, Frauen von anderen Verurtheilten, kamen in den Gruben an und mußten sich, um bleiben zu dürfen, denselben Prüfungen unterwerfen, wie sie selbst. Endlich starb der Beamte, welcher mit solch' ausgesuchter Rohheit verfuhr, und an seine Stelle trat ein Anderer, ein humaner, gebildeter Mann, der die Fürstin, so wie ihre zwei Genossinnen in sein Haus aufnahm, wo er sie gleich Familienangehörigen behandelte, und seine Milde sogar auf deren Männer, denen er alle erlaubte Erleichterungen zukommen ließ, übertrug. Seinen Berichten an den Kaiser verdankten sie es auch, daß sie alle sechs, drei Männer und drei Frauen, nach zwei Jahren aus den Bergwerken entlassen und nach anderen, leichter zu ertragenden Sträflingsplätzen abgeführt wurden, von wo aus sie später ihre gänzliche Befreiung bewerkstelligen konnten. Nun erst konnte die Fürstin Trubezkoi sagen, daß die von ihr bewiesene Aufopferung, welche „einzig“ in der Geschichte dasteht, ihren Lohn gefunden habe!

## Die Seen der Vorzeit in Oberkrain und die Felsenschliffe der Save.

(Schluß.)

Stauenswerth aber ist es, und eine höchst interessante geologische Erscheinung, daß die durchbrochenen Felsmassen,

zu beiden Seiten der Save, uns Denkmäler aufbewahrt haben, welche von diesem allmählig stattgehabten Wasserdurchbruche sprechendes Zeugniß ablegen, und welche zugleich die vielen Wandlungen bekräftigen, die das Wasser zu durchmachen gezwungen wurde, ehe es sein jetziges tiefes Flußbett erreichte, das nun in Rücksicht des allgemeinen Gefalles der Save keinen ferneren Veränderungen mehr unterliegen kann.

Die unzähligen Wasserschliffe, welche wir an den Bergabflüssen der Saveschlucht zwischen Sava und Steinbrück, bis in einer Höhe von 60 Klafter ober dem Wasserspiegel beobachten können; sie sind Ueberreste der einstigen Wasserwirkung an diesen Stellen. Sie widersprechen auf das Entschiedenste der Annahme von Bergspaltungen durch unterirdische Kräfte, zur Bildung der Saveschlucht, und geben uns andererseits einen Maßstab zur Hand, um durch Vergleich ihrer Höhen, mit jenen von Laibach, auch die Höhe der Wässer zu berechnen, welche einst unsere jetzigen Wohnsitze und Fluren überflutheten.

Die Wasserschliffe sind leicht zu erkennen und von der Eisenbahn aus und während der Fahrt leicht zu beobachten. Sie sind horizontale Aushöhlungen der Felsen, welche am unteren Theile stets mehr in dieselben eindringen als am oberen; sie nehmen keine Rücksicht auf die Neigung der Schichten, und zeigen demnach stets die geraden Horizontlinien ihrer Entstehung und was zur Beobachtung am meisten beiträgt, und was aus ihrer Form sich nothwendig ergibt, das ist der bei allen diesen Schliffen vorkommende völlige Vegetationsmangel.

Die zahlreichsten und schönsten dieser Schliffe finden sich zwischen Sava und Steinbrück, am linken Saveufer vor, und wir geben hier einige derselben mit der Bemerkung an, daß Beobachtungen auf Eisenbahnfahrten keinen geringsten Anspruch auf Genauigkeit, sondern einzig jenen auf nachsichtige Beurtheilung machen können.

Die ersten wohl erhaltenen Wasserschliffe, welche auf der Falsahrt von Laibach nach Gills beobachtet werden können, sind bei der Wächterhütte Nr. 294 in der geschätzten Höhe von 40 bis 45 Klafter am linken Saveufer zu treffen.

Oberhalb der Bahnhütte Nr. 291 sind dieselben ebenfalls sehr wohl erhalten und deutlich sichtbar in der Höhe von 35 bis 40 Klaftern.

Zahlreiche Schliffe in wechselnden Höhen von 30, 40 und 50 Klafter, finden sich zwischen den Wächterhütten 290, 289, 288, dann vorzüglich schön und charakteristisch erhalten, bei Sagor am Durchbruche des Media-Baches, und dann wieder bei den Hütten Nr. 283, 282, 281.

Die ganze enge Felsenschlucht zwischen Trisail und Drafnig ist zu beiden Seiten der Save von Schliffen bedeckt, welche wohl bis 60 und mehr Klafter erreichen.

Vorzüglich rein erhaltene, lange und von der Bahn aus, am linken Saveufer sehr wohl sichtbare Schliffe, sind oberhalb Nr. 258 in einer Höhe von 40 bis 45 Klafter, und ebenso unmittelbar bei Steinbrück oberhalb des Bahn-

hofes selbst, in einer Höhe von vielleicht 40 Klafter vor-  
handen.

Im Santhale, zwischen Steinbrück und Römerbad, beobachtet man Schliffe, welche wohl 60 und mehr Klafter Höhe weisen.

Beim Vergleiche des Niveau der verschiedenen, eben genannten Punkte der Bahn oder der Save, mit jenen durchschnittlichen von Laibach von 136 Klafter, oder von 936 Fuß ober dem Meeresspiegel, und bei der Annahme, daß die nach dem Auge geschätzten Höhen der Schliffe ihre vollkommene Richtigkeit hätten; würde sich nun für die einstige geringste Höhe des Wassers im Laibacher Becken, jene von 13 bis 20 Klafter ober dem Laibacher Bahnhofe ergeben.

Und eine solche Tiefe des Wassers muß in der That vorhanden gewesen sein, um die Eingangs erwähnten Erscheinungen zu erklären, die noch heut zu Tage als unwidersprechliche Wirkungen hoher Wasserfluthen vor unsern Augen liegen.

Berechnen wir nun die Zeit, welche das Wasser benöthiget haben muß, um von jener Höhe von über 60 Klafter, in welcher wir die höchsten Wasserschliffe beobachtet haben, durch weitenbreite Felsenketten bis zu ihrem jetzigen tiefen Bette, durch das allmälige Auswaschen derselben zu gelangen; so waren nach den Erfahrungen der Gegenwart und der Beschaffenheit der in Rede stehenden Gesteine, hiezu mindestens 4 bis 5000 Jahre erforderlich. Es könnten jedoch nach Analogien von Wasserfällen, welche seit der historischen Zeit stets fast unverändert geblieben sind, auch 8 und 10.000 Jahre darüber vergangen sein.

Mindestens so lange ist es demnach, daß diese Steinschliffe, allen zerlegenden Einwirkungen der Elemente, der Hitze, des Frostes, der Niederschläge, der Stürme und der elektrischen Gewitter Widerstand leisten! Und es ist hiebei der historischen Zeit Laibachs von 3 bis 4000 Jahren gar nicht gedacht!!

Wir sehen, daß der Zahn der Zeit nur sehr langsam nagt! — Wie er in dieser unendlichen Zeit die Steinschliffe nicht gänzlich zu vertilgen vermochte, so war er auch nicht im Stande, ein einziges Niveau unserer Ebenen zu planiren, eine einzige verdächtige Absenkung auf denselben zu erzeugen.

Und wir schöpfen daraus die vollste Ueberzeugung, daß trotz den Erschütterungen, von welchen wir zeitweise heimgesucht werden, und trotz der zahlreichen unterirdischen Wander auf welchen wir wandeln, und die uns bei jeder Bewegung des Bodens mit Schrecken erfüllen, die vergänglichsten Zelte, in welchen wir hier unsere hiesige irdische Pilgerfahrt zu lägen, auf fester und unverwundlicher Grundlage ruhen.

J. B. W.

### Der Tabakrauch.

In den Verbrennungsprodukten des Tabaks, also im Tabakrauche befinden sich neben den gewöhnlichen Gasen der Verbrennung, neben brenzlichem Oele und Ammoniak, zwei

Luftförmige Körper, nämlich Schwefelwasserstoff und Blausäure. Beide sind als Gifte bekannt, obgleich sie natürlich nur in so geringen Mengen im Tabakrauche vorkommen, daß sie kaum als Schädlichkeiten betrachtet werden dürfen.

Nichts ist leichter, als sich von der Gegenwart des Schwefelwasserstoffes im Tabakrauche zu überzeugen. Jedermann weiß, daß bleiweißhaltige Anstriche nach und nach geschwärzt werden; dieß rührt her von einem geringen Gehalte von Schwefelwasserstoff in der Luft, durch die allenthalben stattfindende Verwesung organischer Gebilde. Wir benützen in der Wissenschaft dieses Verhalten der Bleisalze, um geringe Spuren von Schwefelwasserstoff in der Luft, im Wasser u. nachzuweisen. Leitet man nun Tabakrauch durch eine Lösung von Bleizucker, so bemerkt man, daß die anfangs ganz klare, farblose Lösung von Bleizucker bald braun wird und daß sich nach einiger Zeit fortgesetzter Durchleitung des Tabakrauches ein schwarzer Niederschlag absetzt. Die nähere Untersuchung des Niederschlages ergab, daß er in der That aus Schwefelblei besteht.

Noch einfacher kann man sich von der Gegenwart des Schwefelwasserstoffes im Tabakrauche überzeugen, wenn man den Rauch einer Zigarre oder Pfeife auf ein feuchtes Bleipapier hinbläst; hiezu kann eine bleiweißhaltige Visitenkarte dienen. Es entsteht sehr bald an der angerauchten Stelle ein brauner Fleck. Offenbar rühren die im Tabakrauche vorkommenden Spuren von Schwefelwasserstoff von einer Zersetzung der schwefelsauren Salze der Tabakasche durch die Verkohlungs her.

Weniger einfach, aber nicht minder sicher ist es, den Blausäuregehalt im Tabakrauche nachzuweisen; dieß gelingt nicht so wie die Auffindung des Schwefelwasserstoffes schon durch ein Paar Züge aus einer Zigarre oder Pfeife mittelst einer Bleisalzlösung. Die Blausäure hat bekanntlich eine sehr ausgezeichnete charakteristische Eigenschaft, der sie ja auch ihren Namen verdankt, nämlich mit Eisensalzen eine tiefdunkelblaue Verbindung, das sogenannte Berlinerblau, auch Pariserblau genannt, herzustellen. Um nun Berlinerblau aus dem Tabakrauche zu gewinnen und somit den Gehalt an Blausäure zu erkennen, ist es nothwendig, Tabakrauch durch konzentrirte Kalilauge hindurch zu leiten. Hiebei verbindet sich die Blausäure mit dem Kali und wenn man nun zu der alkalischen Lösung ein lösliches Eisenoryd-orydulsalz hinzusetzt, so bildet sich neben dem Eisenoryd Berlinerblau. Durch Behandeln mit Salzsäure bleibt letzteres, als unlöslich, in seiner charakteristischen blauen Färbung zurück. Eine halbe Zigarre ist meistens schon hinreichend, eine wägbare Menge von Berlinerblau herzustellen, doch fällt der Gehalt an Blausäure nach der Natur der Tabaksorte sehr verschieden aus. In sehr altem, abgelagerten Rauchtobak, namentlich aus einer Honypfeife geraucht, zeigten sich kaum Spuren von Blausäure. Es ist daher schwierig, über die wirkliche Menge von Blausäure im Tabak etwas Bestimmtes anzugeben.

Das Vorkommen von Blausäure unter den Verbren-

nungsprodukten des Tabaks ist theoretisch gerade nicht so sehr auffallend, sondern vielmehr nahe liegend, wenn man bedenkt, daß die Bedingungen zur Blausäurebildung, Kohlenstoff, Stickstoff und Glühen mit alkalischen Aschenbestandtheilen, alle vorhanden sind. Wissen wir ja doch, daß in den Destillationsprodukten der Steinkohlen und des Torfes so große Mengen Blausäure vorkommen, daß man sogar Patente auf die Gewinnung von Blausäure aus diesen Produkten genommen hat. 1000 Kilogramm sogenannter Gasfalk, d. i. Kalk, welcher zum Reinigen des Steinkohlenleuchtgases gedient, liefern fünfzehn Kilogramm Berlinerblau. Das Tabakrauchen und das Durchleiten des Rauches durch Kalilauge ist aber, wie man sieht, ein der Leuchtgasdarstellung und dessen Reinigung sehr nahestehender Vorgang im Kleinen.

Es bedarf wohl kaum der wiederholten Erwähnung, daß die beiden hier aufgeführten Substanzen, Schwefelwasserstoff und Blausäure, im Tabakrauche nicht in den Mengen vorhanden sind, daß an eine direkte schädliche Einwirkung auf die Gesundheit durch sie gedacht werden könnte.

Ob nicht hier und da für einzelne Individuen, welche durchaus den Tabakrauch nicht vertragen können, solche notorisch schädliche Substanzen, wenn sie auch in noch so geringen Quantitäten vorkommen, mit in den Kreis der Wirkung treten, — ob nicht Krankheitserscheinungen bei übermäßig starken Rauchern wenigstens im engeren Zusammenhang mit diesen beiden Giften stehen, mag hier unentschieden bleiben. Die tägliche Erfahrung und die von Jahr zu Jahr sich mehrende und weiter um sich greifende Gewohnheit des Tabakrauchens scheint allerdings dafür zu sprechen, daß, trotz der nachgewiesenen giftigen Beimischungen, das Tabakrauchen, ähnlich dem Kaffeetrinken, immerhin als ein äußerst langsam schleichendes Gift zu betrachten ist. Dagegen glaube ich, daß auf den Geschmack und die individuelle Annehmlichkeit des Genusses einzelner Tabaksorten, die größere oder geringere Menge von Schwefelwasserstoff und Blausäure nicht ganz ohne Einfluß sein möchte; wissen wir ja doch überhaupt nicht, wie es die Natur des Tabakblattes begründet, daß z. B. die eine Zigarre, eine sogenannte starke, die andere eine leichte ist; die Wissenschaft wenigstens hat es uns bis jetzt noch nicht möglich gemacht, mit diesen Ausdrücken rationelle Begriffe zu verbinden.

### Wilde Bienen.

Aus den Tagebüchern des holländischen Lieutenants Stedmann, welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts die bekannte Expedition gegen die Maron-Neger auf Surinam mitmachte, entnehmen wir folgende interessante Beobachtung über die wilden Bienen.

Stedmann war gezwungen, mit seiner Mannschaft mitten in der Wildniß längere Nacht zu machen. Für seine

Vente wurden Zweighütten, für ihn eine etwas größere Wohnung aus Baumstämmen errichtet. Zufällig hatte sich gleich nach Beendigung des Baues ein Schwarm wilder Bienen in der Hütte eingefunden und oben an der innern Wand angebaut. Stedmann gewahrte die ungeladenen Gäste nicht gleich und später wollte er sie nicht mehr vertreiben, da sie ihn bisher nicht belästigt hatten und auch sein schwarzer Diener Duaco ein Fürwort für sie einlegte. So blieb denn die fleißigen Thierchen im Besitze ihres Baues und lebten viele Tage mit Stedmann und seinem Neger in der größten Harmonie.

Eines Tages besuchte ein Fremder den Lieutenant. Kaum hatte derselbe die Schwelle des Hauses überschritten, als die kleinen Ungethüme über ihn herfielen, Gesicht, Hände und Kleider bedeckten und den Unglücklichen zwangen, mit Stichen übersät, mit Beulen bedeckt und die schmerzhaftesten Schmerzen leidend, ohne Säumnis aus der ungnädigen Hütte zu entfliehen. Voll Wuth darüber und mit Recht befürchtend, daß ihn nun das gleiche Loos treffen werde, gab Stedmann sogleich Befehl, das Bienennest durch Feuer zu zerstören. Abermals war es Duaco, der sich der Thierchen annahm und feierlich versicherte, die Bienen würden es nie wagen, einen der Hausgenossen zu belästigen. Stedmann war ungläubig und sein Diener schickte sich sogleich an, das Gesagte durch Thatfachen zu beweisen. Er kletterte zu dem Neste hinauf und Stedmann sah zu seinem Erstaunen, daß ihn die Bienen ganz unbelästigt ließen. Er versuchte es nun selbst, berührte das Nest, schüttelte sogar daran, aber die kurz zuvor so zornigen Thiere umschwärmten bloß unruhig und beinahe ängstlich seinen Kopf, ohne ihn im mindesten zu verletzen. Stedmann nahm seinen Befehl zurück und lebte bis zu seinem Ausbruche friedlich mit den Bienen; aber fremde Besuche empfing er fortan nur im Freien.

### Traunng von Kindern.

In früheren Zeiten waren die Fälle durchaus nicht selten, zumal in den hocharistokratischen Regionen, daß Kinder schon in der Wiege verlobt wurden. Dagegen dürfte die am 18. Oktober 1609 in Paris vollzogene Traunng des Marquis von Roëni, Sobnes des Herzogs von Sully mit der Tochter des Grafen von Crequi, in Europa wenigstens ohne Beispiel sein, und hat auch damals mit Recht großes Uergerniß erweckt. Während der Bräutigam selbst noch kaum dem Knabenalter entwachsen war, zählte die Braut noch nicht einmal zehn Jahre und war in Wachssthum und Reife keineswegs der Natur vorangeeilt. Als nun dieses Pärchen in die Kirche vor den Priester trat, Dumoulin mit Namen, konnte dieser, gegen die verschleierte Braut gewendet, nicht umhin, zu fragen: „Stellen Sie mir dieses Kind vor, daß ich es taufen soll?“